

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 48

Artikel: Das okkultistische Frauenzimmer
Autor: Troll, Thaddäus / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-614671>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

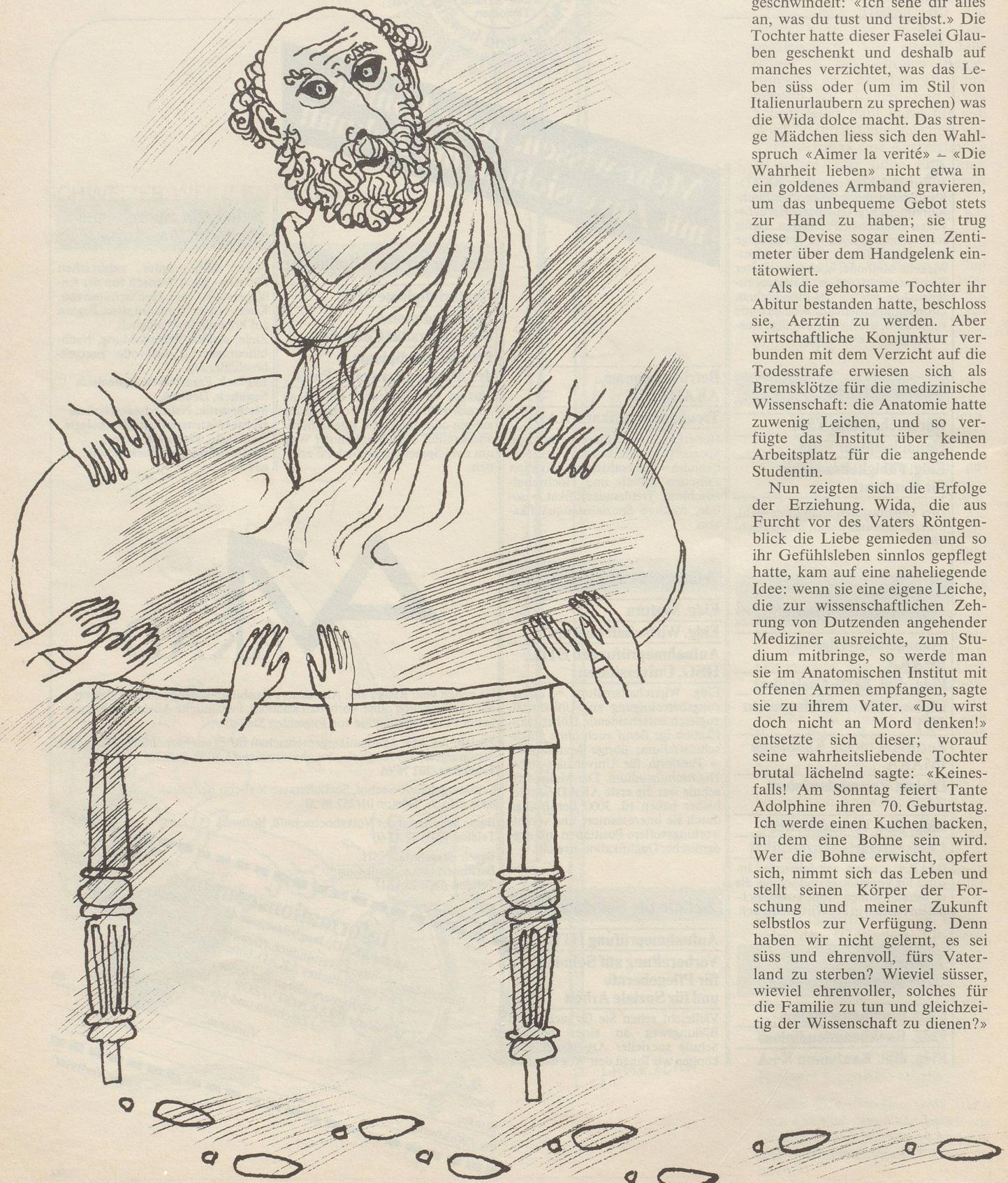
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Thaddäus Troll

Das okkultistische Frauenzimmer



Niemand hätte gedacht, dass Wida ein solches Schicksal beschieden sei, und wenn diese Geschichte hier erzählt wird, dann nur zur Warnung für Väter heranwachsender Töchter. Denn als Wida in ein gefährdetes Alter gekommen war, hatte der Vater ihr in pädagogischer Hybris vorgeswindelt: «Ich sehe dir alles an, was du tust und treibst.» Die Tochter hatte dieser Faselei Glauben geschenkt und deshalb auf manches verzichtet, was das Leben süß oder (um im Stil von Italienurlaubern zu sprechen) was die Wida dolce macht. Das strenge Mädchen liess sich den Wahlspruch «Aimer la vérité» – «Die Wahrheit lieben» nicht etwa in ein goldenes Armband gravieren, um das unbequeme Gebot stets zur Hand zu haben; sie trug diese Devise sogar einen Zentimeter über dem Handgelenk eingetätowiert.

Als die gehorsame Tochter ihr Abitur bestanden hatte, beschloss sie, Aerztein zu werden. Aber wirtschaftliche Konjunktur verbunden mit dem Verzicht auf die Todesstrafe erwiesen sich als Bremsklotze für die medizinische Wissenschaft: die Anatomie hatte zuwenig Leichen, und so verfügte das Institut über keinen Arbeitsplatz für die angehende Studentin.

Nun zeigten sich die Erfolge der Erziehung. Wida, die aus Furcht vor des Vaters Röntgenblick die Liebe gemieden und so ihr Gefühlsleben sinnlos gepflegt hatte, kam auf eine naheliegende Idee: wenn sie eine eigene Leiche, die zur wissenschaftlichen Zehrung von Dutzenden angehender Mediziner ausreichte, zum Studium mitbringe, so werde man sie im Anatomischen Institut mit offenen Armen empfangen, sagte sie zu ihrem Vater. «Du wirst doch nicht an Mord denken!» entsetzte sich dieser; worauf seine wahrheitsliebende Tochter brutal lächelnd sagte: «Keinesfalls! Am Sonntag feiert Tante Adolphine ihren 70. Geburtstag. Ich werde einen Kuchen backen, in dem eine Bohne sein wird. Wer die Bohne erwischt, opfert sich, nimmt sich das Leben und stellt seinen Körper der Forschung und meiner Zukunft selbstlos zur Verfügung. Denn haben wir nicht gelernt, es sei süß und ehrenvoll, fürs Vaterland zu sterben? Wieviel süßer, wieviel ehrenvoller, solches für die Familie zu tun und gleichzeitig der Wissenschaft zu dienen?»

Diesen medizinischen Argumenten konnte sich Vater Schnarz nicht verschliessen. Er teilte sie überzeugend der Familie mit. Aber es gab eine Panne: An Tante Adolphinens Geburtstag war es Wida selbst, welche die todbringende Bohne erwischte. Die Tatsache erkennend, dass hier das Schicksal, wie so oft, sinnwidrig gehandelt habe, liess sie die Bohne unbemerkt verschwinden und schlug vor, man solle das Opfer auslosen. Das schwarze Los traf Vater Schnarz. Er wusste aber die Anwesenden bereit zu überzeugen, dass er immerhin der Ernährer der Familie sei und vertrat, mit einem deutlichen Blick auf Tante Adolphe, den Standpunkt, ein älterer Mensch, dessen Leben ohnedies erfüllt sei, müsse sich freiwillig opfern. Indessen zeigte die Tante keinerlei Lust zu so plötzlichem Hinschied. Wida nannte den Vater einen Feigling, worauf dieser verlangte, sie solle sich gefälligst eines Studiums beflissen, das für die Familie weniger aufwendig sei. So kam es, dass sein Kind murrend dem Studium der Philosophie oblag.

Aber zuvor war noch ein zweites Hindernis vor den Brüsten der Alma mater zu überwinden: Obwohl Wida von weisser Hautfarbe, war die Erkundung eines Wohnplatzes kaum weniger schwierig als die Suche nach einem Arbeitsplatz im Anatomischen Institut. Schliesslich fand die Studentin eine leidliche Bude bei einer Witwe Sparbier, die nie zu betonen versäumte, sie habe schon bessere Tage gesehen und, als der selige Sparbier noch gelebt, niemals an die Schmach des Vermietens denken müssen. Wida wurde verpflichtet, den Abwasch der Witwe zu übernehmen und wöchentlich einmal die ganze Wohnung zu putzen. Dafür kostete ihr Büdchen mit Toilettenbenützung und Blick auf den Neckar kaum mehr als das, was Frau Sparbier für die ganze Wohnung zu bezahlen hatte. Allerdings stellte die Vermieterin eine Bedingung: das Zimmer müsse, wenn Wida nicht medial bestraft sei, jedes Wochenende geräumt sein, da in demselben okkultistische Sitzungen abgehalten würden, und die guten Geister dürften keinesfalls durch Tabakrauch belästigt werden.

Nun hatte der Witwe untrügliche Aura recht gewittert. Da nämlich Wida aus Angst vor des Vaters gleissnerischem Spürsinn bislang der Liebe entraten hatte, lagen erhebliche Kräfte für den Verkehr mit Geistern brach, welche die geheimer Fähigkeiten kundige Frau Sparbier an den Mann zu bringen wusste. So brauchte die seelenanziehende Studentin der Philosophie ihr Zimmer sonntags nie zu räumen – im Gegenteil; sie war bald Mittelpunkt des okkultistischen Zirkels, der allwöchentlich durch Klopzeichen einen namhaften Geist der Kulturgeschichte beschwore. Da der Cercle aus mehr übersinnlichen als sinnlichen Damen besserer Kreise – unter anderem zwei namhaften Professorenengattinen – bestand, wurden nur untadelige Geister aus der Kulturgeschichte zitiert, wobei sich Wida als Medium von stärkster Anziehungskraft entpuppte. Der Dichter Adalbert von Chamisso; der Maler Kaulbach und die Autorin des Romans «Die Heilige und ihr Narr» wurden materialisiert und zum Reden gebracht. Auch Lord Elgin erschien, unter der Last einer Metope vom Parthenon ächzend und dieselbe erläuternd. Ein andermal war Karl May zu Gast, der sich erfrechte, drei Mokkalöffel mit ins Jenseits zu nehmen. Der Dichter Homer bewies, dass er blind sei, indem er der Witwe Sparbier Reize besang. Perikles allerdings musste sofort wieder entmaterialisiert werden, da er eine leichtfertige Person namens Aspasia mit sich führte, die so viel Skandalöses aus der Antike zu berichten wusste, dass eine Illustrierte drei Monate davon hätte leben können.

Bis eines Tages Frau Konstistorialrat Heidenblut in einer denkwürdigen Séance anregte, den allseits hochverehrten Dichter Rainer Maria Rilke zu rufen. Auch das gelang Wida, allerdings gegen den spürbaren Widerstand seiner zahlreichen Briefpartnerinnen, die allesamt behaupteten, von ihm physisch begehrt worden zu sein, weshalb sie ihn, an den Rockschössen zerrend, vom Umgang mit anderen Damen abzuhalten versuchten. Mit Widias Hilfe kämpfte sich der stille Mann jedoch frei und erschien:

ganz ätherisch, äusserst gewählt sprechend, von zartem Habitus, den kleinen Finger von der Teetasse gespreizt, verstand er es, artigste Konversation zu machen: «Meiner Maman gedenkend, teuerste Damen, wäre es für mich, verehrend und doch im Seelenfach angestellt, eine Seligkeit, in deutlichen und ausführlichen Gebräuchen meiner Zuneigung, stundenlang vor Ihnen zu knien und mich hinzuwerfen in edelstem Ausdruck.»

Von solch hehren Worten ergriffen, wandte Wida, als Philologin den Einflüsterungen des Dichters natürlich besonders zugänglich, bald kein Auge mehr von der Erscheinung und seufzte fasziniert. Aber auch Rilke schien sich so wohl zu fühlen, dass er – wer hätte das gerade von ihm gedacht! – sich nicht mehr in Geistesform auflösen wollte, ja sich sogar der Rückkehr ins Metaphysische lebhaft widersetzte. Nicht genug damit, verschwand er unter dem Vorwand, kurz Luft holen zu wollen, mit dem bedauernswerten Mädchen, vermutlich um einen neuen Briefwechsel ins Leben zu rufen.

Seit vier Wochen hat man in der kleinen Universitätsstadt von dem Paar weder gehört noch es gesehen, und die Eltern Schnarz machen sich um die Tochter Sorge, wenn sie auch aus der Literatur hinlänglich unterrichtet sind, dass ein junges Mädchen gerade von diesem Dichter wenig zu befürchten habe.

Vater Schnarz aber macht sich stille Vorwürfe, dass er seiner Tochter vorgeheuchelt, sie könne nichts vor ihm verheimlichen und ihr Lebenswandel stehe ihr auf der Stirn geschrieben. Ohne diese pädagogische Lüge, so mutmassst er, wäre Wida auf naturnässeren Bahnen gewandelt und hätte sich vielleicht statt mit dem Geist eines Dichters mit der Realität eines Justizassessors eingelassen, was das Verhältnis zu ihr eher erleichtert, als solchermassen erschwert hätte.

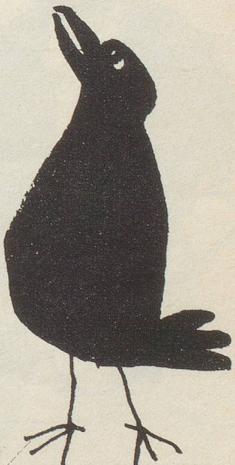


Illustration: Barth